

# Jul

Autor(en): **Kurz, K.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 52

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644962>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 52 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

26. Dezember

## Zur Jahreswende.

Du weißes Zeichen im roten Panier,  
Dir wollen wir Treue halten!  
Du flogst voran als heiligste Zier  
Zum heißen Streite den Alten.

Die Jungen heut an des Landes Mark,  
Die sehen das Zeichen wehen,  
Und unter ihm werden sie froh und stark  
Zum Heimatlande stehen.

Es lodert rings der Welten Brand  
Zu unsern ewigen Mauern,  
Doch muß an der blinkenden Firnenwand  
Die jengende Glut erschauern.

Im Eisenpanzer schreitet das Jahr  
Zur mitternächtigen Wende,  
Das Schwert gezückt, die Blicke starr  
Und blutbefleckt die Hände.

Doch geht ihm zur Seite, im hellen Gewand,  
Gewirkt in unsern Gauen,  
Die Arbeit, die das ganze Land  
So leuchtend durfte schauen.

Und trauernd, den Nacken tief gebeugt,  
Der Friede schleppt seine Schritte:  
Bewahr mich, du Eiland, herrlich gezeugt,  
In brandender Welten Mitte!

Wir aber heben den dankenden Blick  
Der Arbeit, dem Frieden entgegen:  
Wir schirmen, gütiges Geschick,  
Der Beiden Kraft und Segen!

Im Sternenschmucke das junge Jahr  
Critt über die nächtliche Scheide.  
Hinein in den Morgen, frisch und klar,  
Rauscht's rings durch Bannerseide:

Dem weißen Zeichen im roten Panier  
Sollt stets die Treue ihr halten!  
Es fliege voran als heiligste Zier  
Den Jungen wie den Alten!

E. Oser.

❧ ❧ Jul. ❧ ❧

Don K. F. Kurz.

Der Winter ist übers Land gekommen, fast über Nacht.

Vor wenigen Tagen noch trieb ein lauer Südwest regenschwere Wolken vom großen Meere heran. Wochenlang strömte und goß es vom niedern Himmel herab, fast ohne Unterlaß Tag und Nacht, die einsamen Täler und Höhen mit unendlichen Wassermassen überschwemmend. Grau und düster lag der Himmel über dem trostlosen Lande; fürchterliche Stürme mit tosenden Gewittern zogen darüber hin. In dem sonst so stillen und friedlichen Sognefjord jagten sich die wildschäumenden Wellen.

Aber nun ist der Wind nach Norden umgesprungen. Kalt weht er die endlose Küste herab — der Atem des Eismeers. Und das ganze kahle Land mit den unzähligen Sümpfen und Wasserlachen hat er mit einer einzigen, ungeheueren Eisdede überzogen.

Die Sonne ist mehr und mehr am südlichen Himmel niedergesunken. Raun um die Mittagszeit erhebt sie sich noch über die Berge auf der andern Seite des Fjords. Eine matte, kraftlose, glanzlose Sonne, die für ein paar kurze Stunden die weißen Täler und Höhen mit rötlichem Dämmerlicht übergießt. Kein Sonnenstrahl dringt dort, auf der andern Seite, mehr zum Wasser herab. Lange, kalte Schatten haben sich überall festgesetzt — für Wochen

und Monate, bis der nächste Lenz sie wieder vertreibt. In der Dämmerung der Mittagsstunden stehen jene hohen, kahlen Felsberge gespenstisch in der dräuenden Luft. Der unerbittliche Frost schimmert fahl und leblos von ihnen herab.

Tief unter Schneemassen vergraben liegen die wenigen Häuser in ununterbrochener Friedhofsruhe. Man kann es kaum glauben, daß jene einsamen Menschen dort nicht zugrunde gehen müssen in Finsternis und Kälte.

Düster und todtraurig ist die Natur, gestorben, erloschen.

Nur in den wenigen, klaren Sternennächten, die sich wohlthuend zwischen die brüllenden Stürme legen, verklärt das Nordlicht den Himmel. Bald fahl und leblos, wie der Abglanz des Eismeers dort hinten, bald farbenprächtig und feurig wie eine göttliche Morgenröte. Ein unbegreifliches Wunder des nordischen Winters! In hohen, wirbelnden Lichtbogen spannt es sich manchmal von Ost zu West, wird zu leuchtenden Brücken, welche sich mit Windeseile in die Nacht aufbauen, fern von der Welt, — als ob die großen alten Götter noch lebten!

Und sie stürzen in sich zusammen, diese Brücken, in wildem Tumult, scheinen den großen Himmel zu versengen. Schauerlich und wunderbar zugleich ist es und erfüllt die

Seele mit dem hangen Ahnen von etwas Unerreichbarem, das die Sinne der Menschen nicht fassen vermögen . . .

Alle Buchten und Sunde füllt zolldickes Eis aus, das unter dem ruhelosen Wasser knirscht und bricht. Jede Flut hebt es hoch, und jede Ebbe reißt es wieder mit sich hinunter, so daß sich die schweren Blöcke übereinanderschieben, sich zu hohen Wällen aufbäumend. Wie Gewehrsalven und Kanonenschüsse fracht es, wenn die starre Rinde birzt, und dumpf und unheimlich rollt es durch das Totenschweigen der Winternacht, sich langsam von Felswand zu Felswand verlierend . .

Zuhinterst in einem schmalen Sund, nahe dem Ausgang des Sognefjords liegt ein stiller, einsamer Gaard. Birken, Eschen und Buchen und dunkle Föhren stehen in kleinen Wäldern und Hainen darum her. Obwohl die Bäume jetzt winterlich und kahl sind, umgeben sie die kleine Ansiedlung mit einem Schimmer des Lebens. Einer kleinen Dase gleich, liegt sie inmitten der toten Felseneinöde, die sich meilenweit nach jeder Richtung dehnt.

Wie es vor vielen hundert Jahren Sitte und Brauch war, so besteht auch noch heute dieser Gaard aus vielen kleineren Holzhäusern. Da steht noch die altertümliche Peisestaua, die Küche und Wohnraum in sich vereint. Nahe dabei steht das Haus, worin die Schlafräume liegen. Ihnen gegenüber, etwas weiter entfernt, das Ild — oder Elhaus, die große Feuerstätte unterm offenen Schornstein. Ein paar gewaltige Kupfer- und Erzessel hängen an starken Ketten darüber. Dort baden die Frauen das „Flatbröd“, wohl die älteste Form allen Brotes, aus Hafermehl mit Wasser vermischt. Dort wird im Herbst geschlachtet, und in der Adventszeit brauen die Männer in den großen Kesseln das Jule-Öl — das Weihnachtsbier.

Hinter dem Elhaus liegen Scheunen und Stallungen für das Dutzend kleiner Kühe und an die hundert Lämmer; die ausgewachsenen Schafe gehen Sommer wie Winter draußen in der Wildmark; scharren sich ihre Nahrung unter dem Schnee hervor.

Auch über diesem Gaard liegt der Schnee und der unbittliche Frost. Oft ächzen und stöhnen die Sparren im alte Dache der Peisestaua in den schauerlichen Stürmen. Die langen Winternächte hüllen sie ein, so daß selbst um die Mittagszeit noch Licht über dem Herd brennen muß. Aber unter dem Schutze des weitüberhängenden Daches leben die paar Menschen, unbekümmert um Unwetter und Kälte, warm und sicher.

Beim Essen sind wir alle vereint am Langbort auf der Südseite der Peisestaua. Am Abend, wenn der Tisch abgeräumt ist, holen Frau Karin und ihre Mägde die Spinnrädchen aus dem Winkel hervor und schieben sie im Halbkreise um die mächtige Dellampe, welche von einem Dachbalken niederhängt. Die andere Seite gehört dem rotbärtigen Ole Andreas und den Knechten.

Bald erfüllen dann Artsschläge und das Gekloppe der Rädchen den großen Raum. Auch das Gespräch stockt nur selten.

Was diese Leute sich alles zu erzählen haben! Erlebnisse von der Jagd und vom Fischefang sind es ja zumeist; wunderliche Schilderungen, aus welchen fast stets der uralte Aberglaube hervorleuchtet.

Aber einer der beiden Knechte, der alte Knut Follvaag, ein vollbefahrener Seemann, weiß auch noch von fremden Ländern zu berichten, von Kämpfen mit gelben Piraten an der chinesischen Küste und andern Abenteuern in allen Ländern des Erdenrunds. Und wenn der erzählt, dann kann es oft vorkommen, daß die Art schweigt, und die einsigen Rädchen für eine Weile stille stehn.

Das gleiche geschieht zuweilen auch, wenn Bestevar Magnus, ein Greis von wohl neunzig Jahren, seine lange Tabakspfeife, die sonst vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ununterbrochen glüht, aus dem zahnlosen Munde nimmt, und von längst vergangenen Zeiten redet.

Wenn aber das Gespräch einmal auf Tunvor, Traug, Nisse und Tusse kommt, was gerade nun in der Adventszeit nicht selten ist, bemächtigt sich aller jenes angenehme Gruseln, das man beim Anhören von Gespenstergeschichten empfindet. Das prasselnde Herdfeuer und der heulende Sturm allein singen dann zu den in verhaltenem Tone gesprochenen Worten die Begleitung.

An Tunvor, Traug und Nisse glauben die Alten noch heute ebensogut, wie an ihren Herrgott.

Als ich Bestevar Magnus einmal darüber befragte, erklärte er mir:

„Tunvor, das ist ein kleiner Kerl, nicht mehr als fünf Hände hoch, der beste und freundlichste aller Unterirdischen. Er hält sich stets in der Nähe des Gaards auf und fügt dem, welcher ihn wohlmeint, nie Schaden zu. Viel schlimmer sind Tusse und Nisse, die in Höhlen und Klüften draußen auf der Wildmark wohnen. Die siehst du nur nachts bei Haus und Stall, und dann merkst du's auch gleich. Allerlei Schabernack treiben sie und hauchen, wenn du sie mit irgend etwas erzürnt hast, dem Vieh böse Krankheiten ein. Meiner eigenen Mähre haben sie einmal über hundert feine Zöpfchen an Schweif und Mähne geflochten, und mehr als einmal haben sie im Stall alle Kühe losgebunden. — Der schlimmste aber von allen Unterirdischen ist der Traug, der Seegeist, der manchmal in die Nausta und ins Seehaus kommt. Der verändert seine Gestalt mannigfach. Bald siehst du ihn als Skarv (Kormoran) oder Alke (Entenart), bald als Robbe (Seehund). Manchmal hat er einen menschlichen Oberleib; aber der Unterleib ist der von Vogel oder Seehund, und manchmal ist es auch ein Mann mit Vogelkopf. Siehst du ihn, dann hüte dich, ihm ein Leid zuzufügen: „Der Knut dort hat einst einen harten Trabad mit ihm gehabt.“

Und der Knut Follvaag erzählte bereitwillig:

„Ja, mir hätt' er beim Haar ein böses Ende gedreht. Ich bin oben im Nordland geboren, müßt Ihr wissen. Mein Vater hatte dort einen kleinen Gaard auf einer der äußersten Inseln, westlich von Ramsos. Von jeher hat es geheißt, daß der Traug sich an unserm Strand aufhielt. Vater und Großvater haben ihn unzählige Male gesehen.

„Wir waren vier Brüder. Peter hieß der jüngste. Der war ein verteufelter Bursche, scheute und fürchtete sich vor keinem Ding. Ueber Traug und Tusse lachte er und sagte frei und frank, das sei nur Aberglauben und Weiberschnad.

„Das war in der Zeit, als unser aller Sinn zur See stand. Wir Buben hatten dem Alten geholfen zu sparen und zu radern, bis wir uns einen Femhöring (großes Boot mit fünf Paar Rudern) kaufen konnten.

„Mit dem sollten wir da zum ersten Male zum Fischfang ziehen.“

„Es war kurz nach Neujahr. Proviant und Fangzeug war schon an Bord. Wir warteten nur, bis der Nordwest-



sturm, der seit ein Paar Tagen blies, etwas abflaute. Tag und Nacht lagen wir auf der Lauer.

„Da, eines Morgens, lange bevor es tagte, war der Peter hinunter zu Rausta gegangen. Gleich darauf hörten wir ihn dort toben und schreien. Wir liefen alle hinunter und sahen, daß er auf eine riesige Robbe einhieb, die sich vergeblich mühte, wieder ins Wasser zu kommen.“

„Daß ihn!“ schrie ich ihm zu. „Das ist kein natürliches Tier. Denk an den Traug!“

„Aber er fluchte nur fürchterlich; schalt mich einen feigen Aukon und verleitete so den Vater und die Brüder, ihm zu helfen. Es gelang ihm schließlich, der Robbe einen schweren Bootshaken tief in den Nacken zu treiben, so daß der Schaft zwei Ellen hinter dem Eifen abbrach.“

„Doch kaum war sie tot, so sah ich von den nächsten Steinen einen pechschwarzen Starv auffliegen. Heute will ich noch bei meiner sündigen Seel schwören, daß der zwischen den Flügeln einen Seehundskopf trug.“

„Von dem Augenblicke an stand es für mich fest, daß es ein Unglück geben mußte.“

„Am selben Tage noch, gegen den Abend hin, reißten wir. Die ganze Nacht und ein gut Teil des folgenden Tags brauchten wir, um zu den äußersten, aber auch den besten Fischbänken zu segeln. Und ein Segen mit Dorsch war es da! Meiner Lebtag hab ich nie mehr solchen Fangst gesehen. In ein paar wenigen Stunden hatten wir unsern Femböring bis zum Sinken voll.“

„In der Nacht noch segelten wir zum nächsten Landhändler und verkauften die Fische. Fünfunddreißig harte, silberne Spezialer klapperten dem Alten in der Tasche, als er wieder zu uns ins Boot kam.“

„Was sagt ihr dazu, Jungens; ich glaube, wir sollten es noch einmal wagen“, fragte er, uns den schönen Erlös zeigend.

„Alle waren dabei. Bis auf mich; denn ich konnte den Traug nicht vergessen. Aber sie lachten über meine Furcht und spotteten über den Traug.“

„Hast du je einen besseren Fang gemacht?“ fragte mich Peter. „Wenn es zehnmal ein Traug gewesen wär, so würd ich ihn jeden Tag zehnmal umbringen, wenn ich ihn nur zu fassen bekäme.“

„Mit uns ging's also wieder hinaus zu den äußersten Fischbänken. Und wie das erstmal war's; unsre Pille kamen kaum auf den Grund, so biß auch der Dorsch schon an. Oft zogen wir zwei an derselben Schnur herauf.“

„Noch war der kurze Tag am Himmel, als wir ein zweites Mal die Beute verkauft und wiederum unsre fünf- unddreißig Spezi dafür erhalten hatten.“

„Da das Wetter umschlug und eine hohle westliche Dünung vom Meer herein rollte, beschlossen sie, nach Hause zurückzukehren.“

„Wir hatten einen langen Weg.“

„Der Wind freichte auf, von Stunde zu Stunde. Er wurde zu einem Weststurm, wie ihn wenige stärker erlebt haben. Wir hatten das fünfte Reff ins Raasegel gelegt. Und dennoch legte sich das Boot ins Lee über, daß die See über die Aefingen herein lief. Zwei von uns öften beständig das Wasser aus.“

„Und es war schwarze Nacht. Nur der Schaum der brechenden Seen um uns her tauchte aus der Finsternis auf. Um die Schären kochte und sprühte es in weißen, leuchtenden Massen. Die wiesen uns den Weg.“

„Von uns sprach keiner mehr ein Wort. Ein jeder stand auf seinem Posten und tat, was in seinen Kräften stand. Alle wußten es, daß es das Leben galt. Unser Fremdböring stürmte vorwärts wie ein gehetztes Tier. Und ein gutes Boot war's; ein besseres ist nie zu Wasser gelegen. Mochten die Sturzseen immer so wütend über ihn hereinbrechen, stets richtete er sich wieder frei und frank auf.“

„Bis dahin ging alles wohl.“

„Aber als der neue Tag kaum sichtbar herandämmerte, da sahen wir zur Luwart, keine zehn Bootslängen entfernt, ein anderes Boot mit uns denselben Kurs segeln. Nur einen einzigen Mann konnten wir darin bemerken, und der saß im Achtersteven am Steuer. Wir hielten zu ihm hin und riefen ihn an. Aber niemand antwortete; auch konnten wir ihm nimmer nahe kommen. Da war's, daß der



Vater laut zu beten begann. Plötzlich schrie der Peter, der im Bug stand, zu uns hin:

„Es ist jemand dort oben im Mast!“

„Wir sahen hinauf und sahen eine Gestalt über die Raa unsres Segels hüpfen, das Stag hinuntergleiten und kopf-





Gebirgslandschaft. Von Waldemar Sink.

über in die Flut springen. Da wußten wir, daß wir dem Tode geweiht waren.

„Ich arbeitete mich zum Vater hin, der immer noch am Steuer saß und schrie ihm ins Ohr:

„Der Traug! Das ist der Traug, der dort an unsrer Seite segelt!“

„Er nickte nur. Ich konnte sehen, daß sein Gesicht so weiß war wie der Gischt um uns her.

„An Backbord tauchten schon die Lichter der Küste auf. Wir waren nahe der Heimat. Aber da schoß das fremde Boot jäh auf uns heran. Der Vater drückte das Ruder hart ins Lee und fierte die Schote.

„Alles war umsonst.

„Eine mächtige See hob uns hoch empor; im nächsten Augenblicke stürzten wir in die Tiefe, und das Boot kenterte.

„Als ich wieder an die Oberfläche kam, trieb unser Femböring mit dem Kiel nach oben, kaum auf Armeslänge neben mir.

„Es gelang mir, an den Planken emporzuklettern und mein Dolchmesser tief ins Holz zu stoßen, so daß ich mich festhalten konnte.

„Raum saß ich oben, so tauchten an der andern Seite der Vater und mein jüngster Bruder, der Peter, auf. Beiden gelang es, wie mir, zum Kiel empor zu klettern. Die andern blieben für immer in den Fluten.

„Nun erst sah ich hinüber. Das fremde Boot war immer noch an unsrer Seite. Auch es war gekentert und trieb mit dem Kiel in der Luft. Auch darauf saß eine menschliche Gestalt. Doch trug die anstatt des Kopfes einen braunen Tangbusch zwischen den Schultern. Und zum Nacken stand der abgebrochene Schaft eines Bootshakens zwei Ellen lang hinaus.

„Er schien auf uns nicht zu achten. Schaukelte auf den Wogen, unablässig von Schaum und Gischt überschüttet und trieb, wie wir, der Küste, den Kliffen entgegen.

„Stumm saßen wir drei auf dem Kiel unseres Femböring, klammerten uns mit erstarrten Händen fest. Jede See brach über uns zusammen, drohte uns wegzuspülen. Und die Kälte legte sich lähmend über die Glieder.

„Lange trieben wir nicht, bis der Vater sein Dolchmesser fahren ließ und mit bleichem Gesicht rückwärts ins Wasser glitt. Kein Laut war über seine Lippen gekommen.

„Sowie das Wasser über ihm zusammenschlug, kam vom fremden Boot her ein teuflisch Hohn Gelächter.

„Mein Bruder war dicht an mich herangefrohen. Ich konnte zuweilen seinen keuchenden Atem hören. Sein Gesicht war so verzerrt vor Schrecken und Entsetzen, daß ich ihn kaum mehr erkennen konnte. Einmal beugte er sich hinüber und schrie:

„Der Traug! Der Traug!“

„Er begann heftig zu zittern. Seine Augen traten weit zu den Höhlen heraus. Und dann sank auch er lautlos zurück und verschwand neben mir.

„Und abermals kam vom fremden Boot her das schreckliche Lachen. Doch da ich voller Entsetzen hinüberblickte, war Boot und Traug verschwunden.

„Und da schöpfte ich Hoffnung. Ich wollte ihn nicht töten, und so schonte er nun auch mein Leben; so sagte ich zu mir selbst.

„Wie durch ein Wunder trieb der Femböring an den Schären vorbei, wo mich die Brandung zu Staub zer schlagen hätte. Gegen den Mittag hin sahen mich vom Lande her ein paar Fischer und ruderten zu mir hinaus.

„Ich war völlig erstarrt. Hart wie Holz waren meine Arme. Unmöglich war es mir, die Hand vom Dolchmesser zu lösen. Sie mußten die Klinge mit herausziehen.

„So ward ich gerettet.

„Da ich allein nach Hause zurückkehrte und meine Mutter erfuhr, wo die andern geblieben, brach sie zusammen. Sie

hat sich nie mehr erholen können. Der Schmerz hat sie unter den Boden gebracht.

„Als sie starb und ich sie begraben hatte, verheuerte ich mich auf eine englische Bart, die gerade segelflar im Hafen von Ramsos lag. Seither habe ich meine Heimat nicht mehr gesehen.“

(Aus: R. F. Kurz, Mitternachtsfenne und Nordlicht, 240 Seiten inkl. 16 Vollbilder und 34 Textbildnisse, 8°. Huber & Co., Verlag, Frauenfeld. Geb. Fr. 5.-. Siehe Buchbesprechung im 2. Blatt.)

## Milch und Milchgeschirre.

Don Dr. Hans Zahler.

(Schluß.)

Wenn die Milch im Kessel ist, wird dieser auf das Feuer gestochen und die Milch erwärmt. Hat sie die richtige Temperatur erreicht, so setzt der Senn den „Chäslup“ (Lab) zu, damit die Milch gerinnt. Der Fachausdruck dafür heißt, „d'Milch z'herte oder z'dide lege“. Die geronnene Milch heißt „Schlud“. Es gehört Übung und Erfahrung dazu, sich in der nötigen Portion Chäslup nicht zu verfehlen. Kommt zu wenig in die Milch, so gerinnt sie nicht recht und es muß nach einer gewissen Zeit nachgeholfen werden, weil die Masse aber schon halb geronnen ist, ist das Nachhelfen mit Schwierigkeiten verbunden, der Käse ist schon mehr oder minder verpfuscht, wird zu viel zugefügt, so geht das Gerinnen zu rasch vor sich und der Schlud erhält einen unangenehmen Beigeschmack, (er „chäslupelet“), welcher sich auf den Käse überträgt. Will die Milch nicht recht dicken, so soll es ein gutes Nachhülfsmittel sein, ein Silberstück in den Kessel zu legen. Zuweilen will alles nicht helfen. Die Milch wird einfach nicht dick. Dann sind Hexen im Spiel.

Um sich vor den Hexen zu schützen, wurden ehemals auf den Boden der Gebirgs Hütten eingeschnitten. Solche Zeichen fanden sich zuweilen auch auf den Schwellen der Häuser und Stalltüren oder über den Türen. Zuweilen wurde zudem auch etwas in den „Schlud“ eingebracht.

Den Lab bereitet der Senn selbst. Er schneidet getrocknete Rälbermagen in zwei Finger breite Riemen, stopft diese in eine Flasche, setzt Wasser und Salz daran, stellt die Flasche einige Tage auf die Mauer der Fährgrube und läßt die Sache „ziehen“. Je nach dem Quantum, dessen er bedarf, hat er zwei, drei, vier „Chäsluppatälle“ in Vorrat.

Die Kunst der Käsebereitung mit Hilfe des Labes sollen die Sennen übrigens von den Zwergen erlernt haben. Früher konnten sie nur Ziger machen, indem sie die Milch sauer werden ließen oder sie künstlich säuerten und die saure Milch kochten. Die Zwergen gaben ihnen zuweilen von ihrem Käse. Wohl merkten sie, daß der auf andere Art gemacht sein müsse, als sie es verstanden, aber das Zwergenvolk weigerte sich hartnäckig, ihnen das Geheimnis zu verraten. Nun soll es sich einmal zugetragen haben, daß ein Senn und ein Zwerg zusammen auf sehr gutem Fuße standen. Täglich kam der Kleine in die Hütte des Mannes und tat ihm allerlei Handreichungen. Einmal nun wurde der Küher durch einen Boten dringend in das Tal gerufen. Eben hatte er die Milch über das Feuer gestochen, wie sollte er nun loskommen. „Geh du nur ruhig,“ tröstete der Zwerg, „das Käsen will ich für dich schon besorgen.“ Der Mann ging. Als er zurück kam, merkte er gleich, daß jener nach seiner Art gekäst hatte. Er rühmte den Käser und dankte ihm, stellte aber keine Frage. Nach wie vor ging der Kleine in der Hütte aus

und ein; der Senn war freundlich mit ihm. Des Käsens erwähnte er mit keiner Silbe mehr. Als der Sommer bald zur Reife ging, hörte der Zwerg eines Morgens seinen Senn schon von weitem singen und pfeifen. „Was mit dem nur ist!“ Als er zur Hütte kam, lachte ihm der Mann halb gutmütig, halb schadenfroh in's Gesicht, führte in vor den Kessel, gab ihm einen tüchtigen Klaps auf die Schultern: „Guz, jeh har i och g'häset wi du!“ Verdutzt sah ihm der Kleine in's Gesicht, dann zankte er:

„Gehst du z'herte ta,

Gehst an Mage g'ha!“

und verschwand. Nun wußte der Senn, was er wissen wollte. Er schlachtete ein Zicklein, trocknete den Magen und siehe da, es gelang. Von da an ward die Kunst des Käsens allgemain. Das Zwerglein aber kam nie wieder in die Hütte seines einstigen Freundes.

Wenn die Milch geronnen ist, so nimmt der Käser ein säbelförmig zugeschnittenes Holz, den „Schludfabel“, löst damit die geronnene Masse vom Kessel und beginnt den „Schlud“ zu brechen, indem er mit dem Säbel die Masse kreuz und quer durchschneidet und nachher mit dem „Brecher“ darin rührt. Der Brecher ist ein kleines Lämmchen, das samt den Ästen entrindet wurde. Die Äste werden eingebogen und die Spitze in ein in den Stamm gebohrtes Loch gezogen, so daß jeder Ast einen vom Stamm abstehenden Bogen bildet. Indem der Senn mit diesem Instrument die Masse rührt, wird der Schlud in immer kleinere Teile geteilt, bis der ausgeschiedene Käsestoff schließlich nur noch in flockigen Teilchen in der gelblichen „Sirmende“ (Sirte) schwimmt. Die Kunst bei dieser Verrichtung besteht darin, die Flocken möglichst gleichmäßig und der dem Charakter



Butterbretter und Milchgefäße mit Kerbschnitt und Relieffschmuck.